

**Zeitschrift:** Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur  
**Herausgeber:** Sozialdemokratische Partei der Schweiz  
**Band:** 76 (1998)  
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Bücherwelt

**Autor:** Schmid, Peter A. / Christensen, Birgit / Schmuckli, Lisa

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 30.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Das sozialdemokratische Zeitalter

**Widerspruch Nr. 34: Sozialdemokratie oder ökosozialer Umbau, Zürich, Dezember 1997, 212 Seiten, Fr. 21.–.**

Nur noch in zwei der fünfzehn Mitgliedstaaten der EU sind keine Sozialdemokraten in der Regierung vertreten und nach den deutlichen Wahlerfolgen von Jospin und Blair ist es absehbar, dass auch Deutschland ab diesem Herbst sozialdemokratisch regiert werden wird. Die besorgte Frage der NZZ «Wird Europa sozialdemokratisch?» (7./8.6.97) kann unbesorgt mit einem deutlich Ja beantwortet werden. Nur, was ist unter sozialdemokratisch am Ende des 20. Jahrhunderts zu verstehen?

Den Möglichkeiten, Chancen und Risiken einer modernisierten Sozialdemokratie in Europa und der Notwendigkeit eines ökosozialen Umbaus geht das neue, sehr lesenswerte Heft des Widerspruchs nach. Im Zentrum steht dabei immer wieder New Labour, die gewissermassen die Folie für alle Positionierungen der sozialdemokratischen Parteien in Europa abgibt. Durch eine vergleichende Analyse der Sozialdemokratie in Schweden, Grossbritannien und Deutschland macht Heinz Kleger deutlich, dass die in diesen Ländern gemeinsamen Probleme auf verschiedenen Wegen gelöst wurden. Es gibt derzeit keine gemeinsame sozialdemokratische Strategie. Neue Formen visionärer Strategien, die erst noch entwickelt werden müssen, findet Kleger in den regionalen, aber auch globalen Ansätzen zu einer Bürgergesellschaft. Michael Wendl zeigt, dass auch in der SPD vor den grossen Wahlen keine klaren, sozialdemokratischen Konzepte vorhanden sind. So-

wohl Lafontaine als auch Schröder argumentieren neoklassisch und propagieren in etwas unterschiedlicher Art eine «Aktualisierung einer keynesianischen antizyklischen Finanzpolitik» (79). In Frankreich dagegen sucht, wie Jochen Steinhilber ausführt, Jospins Linksregierung ein neues Entwicklungsmodell, mit dem die europäische Integration weitergetrieben werden kann und gleichzeitig die sozialen Spannungen im eigenen Land gelöst werden können. In Grossbritannien scheint der sozialdemokratische Weg gefunden zu sein. Joachim Bischoff und Alex Demirovic beschäftigen sich mit diesem neuen Weg, der, wie Anthony Giddens proklamiert, jenseits von links und rechts verlaufen soll. Bischoff weist nach, dass das Problem von New Labour letztlich die Verteil- und Sozialpolitik ist. Hier haben die Vertreter von New Labour «bislang wenig vorgeschlagen, was die gesellschaftliche Blockade überwinden helfen könnte» (95). Auch Demirovic ist skeptisch gegenüber der Neuorientierung hin zu einer «radikalen wertkonservativen Mitte» (103), wie sie New Labour vorschlägt. Eine solche Politik hat einen zu hohen Preis, insofern sie letztlich jene Kräfte schwächt, die eine sozialere Gesellschaft und Wirtschaft anstreben. Die Überwindung des Kapitalismus scheint in der heutigen europäischen Sozialdemokratie kein Thema mehr zu sein. Umso erfreulicher ist deshalb auch der Vorabdruck eines Teils von André Gorz' neustem Buch «Misère du présent – Richesse du possible», das dieses Jahr in der deutschen Übersetzung erscheinen wird. Für Gorz muss der Kapitalismus überwunden werden: «Verstehen wir uns recht: die Lohnarbeit soll verschwinden

und mit ihr der Kapitalismus» (10). Eine neue Gesellschaft, die sogenannte Kulturgesellschaft, soll die Arbeitsgesellschaft und den Kapitalismus auf dem Weg «revolutionärer Reformen» (11) ablösen. Ansätze einer solchen Reform, die Freiräume schafft und die Differenz zwischen Gesellschaft und Kapitalismus ständig erweitert, d.h. maximal vergrößert, liegen in neuen Kooperations- und Lebensformen, die letztlich jene Strukturen der kapitalistischen Gesellschaft entwickeln, die bereits «auf die Möglichkeit ihres Jenseits» (12) hinweisen. Ansätze solcher neuen Lebensformen und Strukturen, die es zu entwickeln gilt, um den Kapitalismus zu überwinden, skizziert auch P.M. mit seiner planetarischen Alternative der Lebenserhaltung und Selbstversorgung. Dabei geht es ihm insbesondere um die Rückgewinnung der sozialen Beziehungen. Wie wichtig das Soziale ist, weist auch Michael R. Krätke nach. Der Sozialstaat muss gerettet werden und dazu schlägt er eine Strategie der Sozialisierung des Sozialstaates analog der Sozialisierung des Marktes vor.

Der globale Kapitalismus macht es nach Hans Schäppi und Walter Schöni auch notwendig, dass die Gewerkschaften ihre Funktionen neu definieren. Thesenartig machen sie deutlich, dass die Gewerkschaftsbewegung neue Themen besetzen, ihr politisches Mandat erweitern und sich insbesondere auch die europäische und internationale Zusammenarbeit verstärken muss. Die Globalisierung zwingt auch die Grünen zu einer neuen Gewichtung ihrer politischen Ausrichtung. Für Thomas Heilmann muss sich in einer solchen Neuausrichtung der ökologischen und sozialen Bedürfnisse vor dem Hintergrund der Globalisierung eine grüne Mittelstandspolitik mit einer Konzeption der sozialen Existenzsicherung verbinden.

Auch Frieder Otto Wolf geht auf die gesellschaftspolitischen Kernpunkte eines ökosozialen Umbaus ein.

Eine wichtige Ergänzung zu den Analysen der europäischen Sozialdemokratie und den Ansätzen eines ökosozialen Umbaus liefern die Ausblicke nach Mexiko und Brasilien. Während Helmut Thielen die Landlosenbewegung MST in Brasilien in ihrem Widerstand gegen die Agraroligarchie und den Staat beschreibt, versucht Anne Huffschmid das Bild des Zapatismus in Mexiko zu umreißen. Dabei ist der Zapatismus für sie eine «Low Intensity Revolution», bei der neue Vernetzungs- und Kommunikationsstrategien zur Anwendung kommen, um in Chiapas eine Zivilgesellschaft aufzubauen. Entscheidend ist aber, dass sich der Zapatismus letztlich einer klaren Festschreibung entzieht. Er ist offen und vielfältig und hat keine einfache Ideologie und Botschaft. Vielleicht ist er, wie Huffschmid mit Yvon Le Bot formuliert, «nicht die Antwort», aber zumindest doch «eine sehr gute Frage» (133).

Claudia von Werlhof formuliert in ihrem in der Zwischenzeit umstrittenen Aufsatz vier Thesen wider den Emanzipationsansatz, der zu nichts anderem führt, als dass sich die Frauen letztlich an der gewalttätigen wissenschaftlichen Naturbeherrschung theoretisch und praktisch mitteilen. Gegenüber der patriarchalen Totalwissenschaft plädiert sie für ein frauenorientiertes Wissensverständnis und für einen neuen Natur- und Geschlechterbegriff. Marginalien, Rezensionen zum Themenschwerpunkt und eine Zeitschriftenchau schliessen das gelungene Heft ab.

**Peter A. Schmid**

## Politische Kultur – männlich?

**Lynn Blattmann/Irène Meier (Hg.): Männerbund und Bundesstaat. Über die politische Kultur der Schweiz. Zürich: Orell Füssli Verlag 1998. 246 Seiten, Fr. 49.–.**

«Männlich bis auf die Knochen» sei der Staat, meinte 1991 die deutsche Politikerin Hildegard Hamm Brücher. Obwohl allgemein gehalten, trifft dieses Verdikt auch auf die Schweiz zu, wie der von Lynn Blattmann und Irène Meier herausgegebene Band Männerbund und Bundesstaat belegt. Entstanden ist die Textsammlung im Zusammenhang mit der von den Herausgeberinnen veranstalteten Ausstellung gleichen Namens im Rahmen der schweizerischen Jubiläumsfeierlichkeiten von 1998.

«Männlich bis auf die Knochen» – übersehen wird dabei keineswegs, dass Frauen in der Schweiz seit 1971 politisch, seit 1981 rechtlich gleichgestellt sind. Ignoriert wird auch nicht die Tatsache, dass sie zunehmend die Bühne von Parteien und Parlamenten betreten. Geändert wird nur der Blickwinkel: Im Zentrum fast aller Beiträge steht der Mann sowie die von ihm betriebene und geprägte Politik. Damit liefert das Buch Material für die von feministischen Politikwissenschaftlerinnen in den letzten Jahren betriebene Demontage sogenannt geschlechtsneutraler Politik, die sich bei genauerem Hinsehen als männliches Geschäft offenbart. Männlich sind Struktur und Inhalte ebenso wie die Grundmuster politischer Kultur.

Wie es gesamteuropäisch dazu kam, schildert Ute Frevert in ihrem aufschlussreichen Aufsatz, der den Wandel von Politik und Staat vom 17. bis ins 19. Jahrhundert skizziert. Lange Schatten wirft bis heute die Gründung der Nationalstaaten, deren Gleichsetzung von Politik, Kampf und Krieg die Politik als männliche Tätigkeit festlegte und Militärpflicht mit Bürgerrecht aufs Innigste verschmolz.

Indem sie die mythische Verklärung der Schweizer Geschichte analysiert, macht Lynn Blattmann auf schweizerische Spezifika des Nationalempfindens aufmerksam. Der Eidgenossen-Bund und die Tells-Geschichte lassen die Vereinigung der Schweizer als permanent zu erneuerndes Verhältnis erscheinen und retten so die Verheissungsidee, die dem ursprünglich religiösen Bundesbegriff innewohnte, in den säkularen Zustand hinüber. Das die Schweiz auszeichnende Milizprinzip, das Politik und Militär an zivile Bürger bindet, zementierte und förderte dabei das Bild von einem politischen Bund aller Männer.

Die eminent wichtige Rolle von Militär und Krieg für die politische Identität der Schweizer untersucht auch Martin Lengwiler. Er weist nach, dass die Männlichkeitsvorstellung jener Politiker, die sich vor 1848 für kriegerische Gewalt aussprachen und sich später an die Spitze des neuen Bundesstaates emporschwangen, Männlichkeit mit Soldatentum verschmelzen liess. Dass sich diese Vorstellung in der Schweiz ungebrochen und länger als in den umliegenden Staaten halten konnte, kann interessanterweise mit dem befriedeten Zustand seit 1848 erklärt werden: Den Schweizermännern fehlte die Erfahrung des ersten und zweiten Weltkriegs, die mit Krieg auch massenhaften und sinnlosen Tod verband.

In der Schweiz war stattdessen die Schützenhaus- und alljährliche Militärdienstromantik prägend. In seiner schönen Analyse von Gottfried Kellers Novelle «Das Fähnlein der sieben Aufrechten» beschreibt Manfred Hettling das Schützenfest des 18. und 19. Jahrhunderts. Indem es Gewalt, Männlichkeit und Nation bündelte, war es der ideale Ort, um Männerfreundschaften in Männerbünde zu transformieren: Freundschaft wurde an das politische Ideal des Vaterlandes gebunden und emotional aufgeladen.

Neben diesen militärischen und paramilitärischen Männerbünden thematisieren weitere Artikel die männerbündische Aufladung der schweizerischen Politik, wobei bemerkenswerterweise die Freimaurer fehlen. So zeichnet etwa Lynn Blattmann den Einfluss der bereits im frühen 19. Jahrhundert gegründeten Studentenverbindungen nach, die nicht nur aktive Geschlechterpolitik betrieben, sondern auch einflussreiche Netzwerke der männlichen politischen Elite aufbauten. Aber auch die im 19. Jahrhundert gleichsam harmlose Besetzung des öffentlichen Raumes durch Männer am Stammtisch in der Wirtschaft lässt sich nach Nicole Schwager als (informeller) Männerbund interpretieren. Ebenso entlarvt sich laut Irene Meier der Eid (bzw. das Gelöbnis), wie er bei der Übernahme eines politischen Amtes in der Schweiz geleistet wird, als männerbündische Initiation, die als überholt gelten muss und dringend einer inhaltlichen Neuformulierung bedürfte. Unter dem Titel «Männergeburt» beleuchtet Gisela Völger die systematische Verdrängung der Frau aus der Politik durch männliche kompensatorische Ersatzleistungen für die Gebärfähigkeit der Frau, etwa die Cuvade oder den Staat als Kunstkörper, als Ort der geistig-sozialen Geburt.

Abschliessend wird das Verhältnis von Bundesstaat und Frau ausgeleuchtet. Der Beitrag von Heidi Witzig untersucht nationale Identifikationsangebote, die es für Frauen vor 1945 im eigentlichen Sinn nicht gab, denn sämtliche Vereinigung für Frauen sprachen diese in erster Linie als Mütter, Gattinnen, allenfalls als Wohltäterinnen und nur sekundär als Schweizerinnen an.

Entsprechend dürftig waren auch die politischen Aktionsformen von Frauen, wie Iris Blum und Monika Imboden anhand der Bundesstaatsfeier 1948, der SAFFA

1958 und der Expo 1964 zeigen. Wenn in diesem Zusammenhang überhaupt von Aktionsformen gesprochen werden kann, so doch eher im negativen Sinn der (Über)-Anpassung. Ein Wandel zeichnete sich erst nach 1968 ab, als es den Frauen mit unkonventionellen und medienwirksamen Auftritten gelang, sich Gehör zu verschaffen.

Der Band Männerbund und Bundesstaat hält sich mehrheitlich in der Vergangenheit auf. Dass dennoch nicht der Eindruck entsteht, diese Etappe der Schweizergeschichte sei abgeschlossen, verdankt er wesentlich auch dem pointierten letzten Aufsatz. Zwar betrachtet auch Silvia Oberhänsli Exklusion und Diskriminierung der Frau in der Geschichte – die ersten Frauen an der Universität und die Gründung des FHD –, doch liegt der Schwerpunkt ihres Artikels in der Gegenwart. Untersucht werden die bewussten und unbewussten männlichen Abwehrstrategien, die Frauen auch heute noch erfahren, wenn sie in Männerberufen versuchen Fuss zu fassen.

Die Analyse der politischen Kultur der Schweiz, wie sie das Buch Männerbund und Bundesstaat liefert, ist verdienstvoll. Schade ist, dass es Beiträge unterschiedlichster Qualität versammelt. Offen bleibt meines Erachtens, ob der Begriff des Männerbundes nicht überstrapaziert wurde und ob für den Ausschluss der Frauen eher das Bündische oder das Männliche verantwortlich zu machen sei. Bewahrheitet aber hat sich durch die Lektüre aller Beiträge Ute Freverts Schlussthese, dass Frauen – trotz formaler Gleichberechtigung – solange vom politischen Geschäft ausgeschlossen bleiben werden, als die politische Kultur nicht dezidiert zivil organisiert wird.

**Birgit Christensen**

## Feministische Archäologie, neue Wissens-(Auslege-)Ordnung

**Esther Fischer-Homberger: Hunger – Herz – Schmerz – Geschlecht. Brüche und Fugen im Bild von Leib und Seele.** eFeF-Verlag/Bern 1997, 223 Seiten, Fr. 34.–

Die vier gesammelten und nun publizierten Aufsätze sind in jener Zeit entstanden, in der Esther Fischer-Homberger ihre Professur als Medizinhistorikerin zugunsten einer privaten Praxis als Psychotherapeutin aufgegeben hat. Die Aufsätze zeugen von einer feministisch geprägten Archäologie: da werden nicht nur medizinhistorische Schichten freigelegt und neu angeordnet, sondern auch unbewusste Brüche offengelegt. Diese Fülle an Neuordnungen (und die klar verständliche Sprache) erlaubt es der Leserin und dem Leser, Mainstream-Wissen gegen den Strich zu bürsten und andere Genealogien zu entdecken.

In ihrem ersten Aufsatz geht Fischer-Homberger den Ess-Störungen in Freuds Psychoanalyse nach. Essen mit all seinen Begleiterscheinungen (von Kochen bis Übelkeit, von Ausscheidungen bis Fütterungen) verweisen bei Freud immer wieder auf Hintergründiges, nämlich auf die Abhängigkeit von Nahrung, also auch auf die Abhängigkeit von der Natur und damit auf die Angst, dieser Natur existentiell ausgeliefert zu sein. Mindestens vier Parallelen arbeitet die Autorin heraus: die Parallele zwischen dem unstillbaren Hunger von Essgestörten und Freuds Modell der Libido; die alltägliche Störung jenes denkerischen, psychoanalytischen Universums, die das Essen darstellt: man muss das Denken unterbrechen, um zu essen; das grundsätzlich gestörte Verhältnis zum Essen selbst, das Ent-Sinnlichen des Essens; und schliesslich die Parallele zwischen der zunehmenden patriarchalen Beherrschung der Natur (als Nah-

rungslieferant) und jener der Frau (als Verarbeiterin/Hüterin dieser Nahrung). Wenn aber Essen nicht etwas Primäres ist, sondern immer für etwas Anderes steht und also interpretiert werden muss, so wird es beinahe unmöglich für den einzelnen/die einzelne, die richtige, nämlich sättigende Nahrung zu finden. «Damit ist die Genealogie komplett: auf den Hunger folgen der Ernährungstrieb, die Selbsterhaltungstrieb, die Ich-Triebe und schliesslich – fast gespenstisch mutet es an – der Todestrieb. Statt «Hunger und Liebe» steht nun «Tod und Liebe» nebeneinander – «Thanatos und Eros». Auch der Tod ist nun ein Ziel des Lebens»(43). Statt Erfüllung und befriedigende Sättigung steht der unstillbare Mangel im Zentrum. Damit wird nicht nur das Essen selbst als reale Befriedigung, sondern auch der Körper als reale Gegenwart «vergessen».

Im zweiten Artikel stellt sich die Autorin die Frage, welche Unterschiede ausgeblendet werden, wenn nur immer vom einen, massgebenden Geschlechtsunterschied her beobachtet wird. Welche Rollen spielen Unterschiede zwischen Lebenden und Toten, zwischen Mensch und Tier und in der Grösse? Der Wunsch, ein Mann und keine Frau zu sein, kann auch als Wunsch, gelesen werden, «selber gross und nicht der Gewalt eines fremden Grösseren ausgesetzt zu sein. Der Geschlechtsunterschied zwischen Männern und Frauen würde, so besehen, dazu dienen, die Angst des Kleinen vor der Begegnung mit dem Grossen abzuwehren, auch dazu, die Delegation dieser Angst an das der Mutter ausgelieferte Kind und die Frau zu verdecken und die Differenz an Verfügungsmacht ... unbewusst zu halten.»(83).

Im dritten Aufsatz widmet sich Esther Fischer-Homberger dem Schmerz bzw. dem Umgang mit dem Schmerz und der

Entstehung der Anästhesie. Im Kontext des Christentums wurde der Schmerz ins alltägliche Leben integriert; der Schmerz war erklärbar und ergab in diesem Erklärungsmuster auch Sinn. In der Neuzeit dagegen wurde der Schmerz mehr und mehr distanziert und sinnlos erlebt; als solcher ist er folgerichtig aus der Welt zu schaffen. Hier setzt denn auch die Entwicklung der Anästhesie ein. «Die Entwicklung von Krieg und Schmerzbekämpfung, von Chirurgie und Anästhesiologie gehen Hand in Hand.»(106) Der Schmerz wurde geschichtlich gesehen mehr und mehr neurologisiert, also an Nervenbahnen «zurückgebunden» und somit von der Psyche getrennt wahrgenommen. Denkbar wurde nun der Eingriff in die Nervenbahnen, um den Schmerz auszuschalten – damit aber war das Konzept der Anästhesie geboren. Die Narkose jedoch löst nicht nur das Problem jener, die operiert werden, sondern auch jener, die selber operieren. Der Chirurg wandelt sich vom blutigen Schlächter zum feingliedrigen Spezialisten. «Mit der Anästhesie konnte sich unsere Tradition des aggressiv-grenzüberschreitenden Eingreifens in den eigenen und in den fremden Körper sozusagen ungehindert weiterentwickeln. Schmerz wird nicht mehr als vitale Kraft betrachtet, Unempfindlichkeit und Tod werden zweierlei.»(116) Eine Folge dieser technischen Anästhesie-Möglichkeit ist wohl die wachsende Anästhesie-Kultur: die Bereitschaft, den Schmerz selbstfremd wahrzunehmen und ihn schnellstmöglichst wegzumachen, unempfindlich und wehleidig zugleich zu werden. Nur: Je mehr der Schmerz bekämpft wird, desto hartnäckiger und ungeduldiger meldet er sich zurück – gleichsam der Wiederkehr des Verdrängten.

Im vierten und letzten Text geht es um die Analogie von Herz und Geschlecht. Im Kontext mittelalterlicher Mystik bot das Herz (dem Mann) die Möglichkeit, zwi-

schen den Geschlechtern hin- und herzu pendeln. Denn über das Herz kann der Mann sein göttliches Ebenbild empfangen und aus sich hervorbringen, sich also weiblich imaginieren. Während die Frau, die über den Muttermund das Männliche aufnimmt und wieder in die Welt entlässt, mit dem Herzen ausspricht, also kreativ symbolisieren/verdichten kann. Die Neuzeit und das kausal-analytischen Denken verdrängte das Analogiedenken und ordnete die Geschlechterverhältnisse neu: Imagination wurde pathologisiert. «Der naturwissenschaftlich denkende Mann konnte also der imaginären Erschließung des weiblichen Geschlechts mithilfe seines Herzens kein Vergnügen mehr abgewinnen. Soweit sein naturwissenschaftliches Denken mit einer herablassenden, wenn nicht pathologisierenden, gewalttätigen oder verteufelnden Beziehung zur «Frau» assoziiert war, musste er es im Gegenteil sogar nach Kräften vermeiden, sich weiblich zu fühlen, wurde die Gebärmutter der Frau ihm zum paradigmatischen Sitz von krankhaften Imaginationen, die Hysterie zum Inbegriff einer Einbildungskrankheit.»(171) Es kam zur Verschiebung von der weiblichen Gebärfähigkeit hin zur männlichen Schöpfungskraft – mit Folgen bis in die Gentechnologie hinein!

Dieses Buch überrascht nicht nur mit neuen Kombinationen bekannter Symbole, sondern auch mit unerwartete und überraschende Erkenntnisse; es ist eine eigentliche Fundgrube an Einsichten in das medizinisch-psychoanalytische Denken und in dessen Vorstellungswelten. Im Vorwort nennt die Autorin ihre ausseruniversitäre Forschungsweise dilettantisch (lat. *delectare* = ergötzen, amüsieren). Meines Erachtens ist es dieses mal unterschwellige, mal offensichtliche Amusement, das das Buch an- und erregend macht!

**Lisa Schmuckli**